



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Anfänge des Christentums am Kongo.

Einkommen, sondern nur von ihrem reinen Ueberfluß jährlich den zehnten Teil, oder auch nur die Zinsen ihres Ueberflusses verschenken sollten! Wie lächerlich klein sind oft die Gaben gerade sehr begüterter Personen im Verhältnis zu ihrem Ueberfluß. Man hört wohl, daß viele Häuser das ganze Jahr hindurch in Anspruch genommen werden. Das mag wahr sein. Aber viele geben für innere und äußere Mission in einem ganzen Jahr zusammen nicht so viel, als sie an einem einzigen Tage einem übermütigen und hoffärtigen Kinde zu unnützen Zwecken schenken, oder für rein weltliche Dinge und Vergnügen verbrauchen. Es kann ja dann und wann gute Gründe geben, etwas zu admissieren, um einmal eine große Gabe für große Zwecke bieten zu können; aber es ist nicht sonderlich zu empfehlen, mit der Verteilung des ganzen Ueberflusses so lange zu warten, bis ohnehin der Tod dieselben wegnimmt; denn es kann oft

ritas an die Türe klopfte, plötzlich die Notwendigkeit empfinden, zu sparen, — um sich „Schätze des Harnes Gottes“ zu sammeln; denn also schreibt der hl. Apostel Jakobus: „Ihr, die ihr prahlet mit eurem Reichtum, weinet und trauert über das Elend, das über euch kommen wird! Euer Reichtum und eure Kleider sind mottenfräßig, euer Gold und Silber verrostet, und sein Rost wird Zeugnis sein wider euch und wird euer Fleisch fressen wie Feuer, denn ihr habt euch gesammelt Schätze des Harnes für die letzte Zeit.“ Jakob 5, 1—3.

Die Anfänge des Christentums am Kongo.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage begannen die Missionare den Bau einer primitiven Wohnung und einer Kapelle, fin-



Dem Stele nahe! (Der fast 80jährige Bruder Mater aus in den Gartenanlagen bei Marianishi.)

die schreiende augenblickliche Not der Missionen nur sehr schwer so lange warten, und oft sind es nichtchristliche und habgierige Erben, welche den Sinn eines alternden oder kranken und schwachen Testators auf ganz andere Dinge lenken, und so seine erste gute Absicht vereiteln.

Wenn es auch vereinzelte übergute Seelen gibt, welche ihre Güter mit zu geringer Rücksicht auf ihre und der Ihrigen Zukunft zu verteilen bereit sind, so glauben wir doch, daß die Zahl derjenigen größer ist, welche vergessen, daß sich die Gabe der Liebe nach dem Maße des Vermögens und auch in etwas nach dem Maße der Not des Hilfesuchenden richten sollte. Wie oft, wie eindringlich und erschütternd hat Christus, haben die Apostel und Kirchenväter, besonders der hl. Chrysostomus und Basilus über dieses Thema zum Volke gesprochen.

Es scheint damals wohl solche gegeben zu haben, die im Laufe des Jahres bedeutende Summen für den Luxus sich erlaubten, dann aber, wenn die christliche Cha-

gen an, christlichen Unterricht zu erteilen und zu predigen, und hatten bald die Genugtuung, 545 Neger taufen zu können. Denn die Schwarzen zogen in Scharen von der ganzen Umgegend herbei und vernahmen mit Freuden die Lehren der christlichen Religion.

Der König jedoch sah diese Erfolge der Missionare keineswegs mit Freude. Wohl hatte er schon vor Jahren die heilige Taufe empfangen, allein das war nur aus Politik geschehen, um die Hilfe der Portugiesen zu gewinnen. Innerlich war er ein Heide geblieben und fürchtete nun, durch die beiden Missionare in seiner Lebensweise gestört zu werden. Er unterhielt mehr als 50 Kebsweiber und kümmerte sich wenig um seine Kinder. An Grausamkeit stand er keinem heidnischen Tyrannen nach; der geringste Verdacht genügte ihm, unschuldiges Blut in Strömen zu vergießen. Selbst seine Söhne mußten oft die Ausbrüche seiner Wut empfinden; einige derselben hatte er sogar hinrichten und ihre Leich-

name den Hunden vorwerfen lassen, weil sie bei den ihnen zur Last gelegten Verbrechen die Feuerprobe nicht bestanden hatten. Er scheute sich ferner nicht, die heidnischen Gebräuche zu beobachten und die Bilder der Götzen Hanie und Guamzambumbo, welche als die mächtigsten galten, in seiner Wohnung aufzustellen und bei gewissen Festlichkeiten von seinen Weibern offen herumtragen zu lassen.

P. Cavazzi glaubte zu all dem nicht schweigen zu dürfen. Er ermahnte den König mehrmals im geheimen, ließ, als dies nichts half, ein getauftes Weib des Königs, das er bei der Anbetung eines Götzenbildes ertappte, öffentlich züchtigen und steckte in hl. Entzündung den Tempel, in dem sich die beiden Götzen befanden, in Brand. Diese Kühnheit hätte ihm beinahe das Leben gekostet. Der König war außer sich vor Wut! Nur die Furcht vor den Portugiesen hielt ihn zurück, sich tödtlich an ihm zu vergreifen. Er machte ihm aber die bittersten Vorwürfe, drohte ihm mit dem sicheren Tode, wenn er sich unterstehen sollte, nochmal solches zu wagen, und zog sich gänzlich von den Missionären zurück, worauf auch die schon getauften Neger es nicht mehr wagten, Kirche und Unterricht zu besuchen, denn sie fürchteten die Rache ihres Gebieters.

P. Cavazzi sah ein, daß er in seinem Eifer zu weit gegangen war, hoffte jedoch, der Sturm würde sich bald wieder legen. Da er vorläufig weder predigen noch Unterricht erteilen konnte, bebaute er mit seinem Genossen ein vor seiner Wohnung liegendes Stück Feld und verband so Handarbeit mit Gebet. Der König aber, der sie um jeden Preis loshaben wollte, veranlaßte einige freche Weiber, sich in dem Bache, der hart an der Wohnung der Missionäre vorbeifloß, zu waschen und zu baden. Da gaben die frommen Männer die Feldarbeit auf und zogen sich in ihre Behausung zurück. Ihr Protest war umsonst, König und Volk hielt sich fern, somit schüttelten die Missionäre den Staub von ihren Füßen und begaben sich im Auftrage des Missionspräfecten nach der Festung Embakka, um sich dort mit der Seelsorge der Portugiesen zu befassen.

P. Cavazzi hatte jedoch sein Amt in Embakka kaum angetreten, als sich ihm unvermutet eine günstige Gelegenheit bot, eine Mission in der Provinz Doko zu beginnen. Das kam so:

Dem Kassange, einem der mächtigsten und wildesten Häuptlinge der Schaggaer, war es nach vielen vergeblichen Versuchen endlich gelungen, eine Brücke über den Roanza zu schlagen. Mit unerhörter Grausamkeit hatte er sodann die Provinz Doko verwüstet, die Hauptstadt Quiamongo erobert und verbrannt, die Verteidiger schonungslos hingemordet und sich zuletzt mit einer Menge Gefangener und einer unermesslichen Beute über den Fluß zurückgezogen.

Als nun Guzambambe, der Fürst von Doko, der zur Zeit des Einfalles gerade auf Reisen war, heimkehrte, suchte er vor allem seinen gefangenen Sohn loszukaufen. Kassange gab ihn auch gegen ein hohes Lösegeld zurück, ließ ihn aber vor seiner Auslieferung ein Mal auf die Schultern und die Brust einbrennen und zwei Vorderzähne ausschlagen, um ihn so als Sklaven zu brandmarken. Der Vater, wütend über den ihm angetanen Schimpf, aber nicht mächtig genug, um persönlich Rache zu nehmen, schickte einen Boten an den portugiesischen Statthalter ab und versprach, ihm dienstbar zu sein und sich mit all seinem Volke taufen zu lassen, wenn er ihm Beistand und Schutz gegen Kassange und seine Schaggaer gewähre.

Von Ludwig de Sousa, der Statthalter, ergriff die Gelegenheit zur Erweiterung der portugiesischen Herrschaft mit Freuden, und nachdem das Schutz- und Trutzbündnis verabredet war, ließ der Missionspräfect dem P. Antonio Cavazzi den Befehl zukommen, sich sofort an den Hof Guzambambes zu begeben. Hoherfreut brach der eifrige Missionär in den ersten Monaten des Jahres 1657 von Embakka auf. Er nahm nur zwei Neger zur Begleitung mit, weil er jenseits des Roanza Leute zu treffen hoffte, die ihm als Träger und Wegweiser dienen würden. Leider sah er sich in dieser seiner Erwartung getäuscht. Ohne Schutz gegen die wilden Tiere und ohne Lebensmittel mußte er den weiten Weg durch die Wildnis machen und das Leben kümmerlich durch einige wilde Beeren und bittere, schwerverdauliche Wurzeln und Kräuter fristen.

Als er den Wald hinter sich hatte, stieß er auf einige Bewaffnete, die ihn suchten. Nach einem abermaligen viertägigen Marsche durch eine rauhe unwegsame Gegend kamen sie endlich nach der Hauptstadt des Landes, die mit einem starken Zaune aus großen Steinen und dichtem Dornengebüsch umgeben war. Die Häuser waren kleine, niedere Hütten, die eher den Höhlen wilder Tiere als menschlichen Wohnungen glichen. Der Fürst Guzambambe selbst war nicht anwesend, sondern befand sich mit seinem Heere im Feldlager. P. Cavazzi wurde daher vom Tendale, dem ersten Minister, empfangen und in einer schmutzigen Hütte untergebracht, in die man auf Händen und Füßen kriechen mußte, und wo der arme Missionär nicht einmal seine müden Glieder ausstrecken konnte. Die Bewohner der Stadt getrauten sich nicht, ihn ohne spezielle Erlaubnis ihres Gebieters zu besuchen und betrachteten ihn nur von ferne, wenn er vor seiner Hütte saß, aus Glasfossilien Rosenkränze verfertigte und die Kinder, die sich um ihn drängten, unterrichtete.

Nach acht Tagen kam der Bote, den man ins Lager geschickt hatte, mit einigen Sklaven zurück, um ihn in einer Hängematte abzuholen. Da aber die Schwarzen sahen, daß sie von dem armen Mönche keine Belohnung zu erwarten hätten, setzten sie ihn mitten in einem großen Walde nieder und liefen davon. P. Cavazzi sah sich genötigt, selbst den Weg zu suchen; doch am zweiten Tage überfielen ihn so heftige, mit Nervenzuckungen verbundene Krämpfe, daß er sich nicht mehr von der Stelle bewegen konnte und an dem gefährlichen Nebel, das die Eingeborenen Chiongo nennen, sterben zu müssen glaubte. Er erholte sich indessen bald wieder soweit, daß er auf die Schultern seiner zwei Diener gestützt, den Gipfel eines Berges ersteigen konnte, von wo aus sie zu ihrer Freude das ersehnte Feldlager erblickten. Einer seiner Diener eilte sogleich dorthin voraus, und kurz darauf erschienen mehrere Krieger, die ihn ins Lager brachten. König Guzambambe empfing den berühmten Missionär mit großer Freude und bewirtete ihn mit einem sehr stärkenden Getränke, das aus Mais, Wurzeln und wohlriechenden Kräutern bereitet war, sowie mit Mehl, Fleisch, Früchten und Palmwein, was den Kranken schnell wieder zu Kräften brachte.

Schon am folgenden Tage ließ der Fürst eine der größten Hütten des Lagers zur Kirche einrichten und befahl all seinen Leuten, des Morgens und des Abends vor derselben zu erscheinen, um dem Unterrichte beizuwohnen, den Cavazzi in portugiesischer Sprache erteilte und der von einem Dolmetscher in die Landessprache übersetzt wurde. Guzambambe selbst, der schon ein Greis von mehr als 70 Jahren war, zählte stets zu den eifrigsten Zuhörern und empfing, nachdem er feierlich

versprochen, der Vielweiberei zu entsagen und den Gögendienst in seinem Lande auszurotten, am 11. August 1658 auf den Namen Luboviko Antonio die heilige Taufe.

Hierauf leistete er vor dem inzwischen angekommenen Abgesandten des portugiesischen Statthalters den Eid der Treue, und wurde von diesem mit einem kostbaren Mantel bekleidet, zum Zeichen der Belohnung mit seinen Staaten durch den König von Portugal. Nach der kirchlichen Feier brachte man ein silbernes Becken mit Mehl, der König und der Abgesandte nahmen ein wenig davon in den Mund, verschluckten es und umarmten sich dann gegenseitig unter dem Jubelruf des ganzen Volkes. Hierauf legte der Fürst den Mantel ab und prosternierte sich auf dem Boden, während ihn seine

graphien der betreffenden Kinder in der Januar-Nummer 1911 des Vergißmeinnicht veröffentlicht wurden. Diese Briefe fanden trotz ihrer mangelhaften Form großen Anklang, und einige Monate später liefen für die schwarzen Schreiber und Schreiberinnen von da und dort milde Gaben in Gestalt von Kleidern, Stoffresten und so weiter ein.

Wollte nur, die edlen Wohltäter hätten Zeugen von dem Jubel sein können, den diese Gaben unter den schwarzen Wollköpfen hervorriefen! Schon die bloße Nachricht, es seien Kisten mit allerlei schönen Sachen von weit her für sie gekommen, elektrisierte die ganze Schule. Mit tausend Fragen stürmten sie auf mich ein: „Wo sind die Kisten? Was ist darin? Bekomme ich auch etwas? Ich auch? Wer hat das geschickt?“ —



P. Anselm in der von ihm angelegten Waldpflanzung.

Hofleute mit dem Rest des Mehles bestreuten und die Mahnung beifügten, seinem Lehnsherrn treu und eifrig zu dienen und gegen seine Untertanen Gerechtigkeit zu üben.

P. Cavazzi aber zog nach der Taufe Guzambambes von einer Schar bewaffneter Diener begleitet durch die ganze Provinz, zerstörte die heidnischen Tempel und Gözenaltäre, verjagte deren Priester, pflanzte an allen Orten das Kreuz auf und taufte eine große Anzahl von Negern.

(Fortsetzung folgt.)

Tausend Dank!

Mariatal. — Zu Beginn des Jahres 1911 — schreibt Schwester Valentine — hatten einige unserer schwarzen Schulkinder an unsere geehrten Freunde und Wohltäter in Europa und Amerika kurze Briefe und Gratulations-schreiben geschickt, die auch zum Teil nebst den Photo-

Ich hatte Mühe, mich einigermaßen ihres Angestümes zu erwehren und ihnen zu sagen, daß unsere Wohltäter jenseits des großen Meeres all' das geschickt hätten als Antwort auf die Neujahrsbriefe, die sie geschrieben. Natürlich legte ich ihnen auch sofort die Pflicht nahe, recht dankbar zu sein und fleißig für die Wohltäter zu beten.

Dann ging es zu den Kisten! Sie hätten am liebsten alle zu gleicher Zeit ihre Nasen und Köpfe hineingesteckt, mußten sich aber damit begnügen, in mäßiger Entfernung rundum zu stehen und bescheiden zu warten, bis Stück für Stück zum Vorschein kam. Bei jedem Geschenk, das der geheimnisvollen Kiste entstieg, war neues Staunen, neue Freude, neuer Jubel. Mancher Gabe lag auch ein Brieflein bei, das natürlich sofort gelesen und in's Kaffrische übersetzt werden mußte. Zuletzt traten den guten Kindern die Tränen in die Augen; sie fragten sie voll Staunen: „Kanti amakolwa apetsheya